

«Besser, aber nicht gut genug»

MASTERCLASS Wie wird man Dirigent? Bernard Haitink ist einer der grossen Altmeister der Zunft. Im Stadthaus arbeitet er mit Studierenden der ZHdK, die ans Pult des Musikkollegiums treten und prägende Momente erleben.

«Es ist immer wieder ein Abenteuer, ein obskures Etwas ist dirigieren, schwer zu erklären»: Mehr Einleitung als eine kurze Begrüssung und dieses Bekenntnis zu einem Handwerk, das kaum einer besser versteht als er, gibt es nicht. Bernard Haitink, der 85-jährige holländische Maestro mit der längsten Dirigiererfahrung mit allen Spitzenorchestern der Welt, bittet sogleich den ersten jungen Mann ans Pult. Das Abenteuer beginnt.

Um die fünfzig Zuhörer haben sich am Dienstagmorgen im Stadthaus zur gemeinsamen und öffentlichen Lehrveranstaltung der Zürcher Hochschule der Künste und des Musikkollegiums eingefunden. Da es nicht die erste Masterclass im Stadthaus ist, wissen viele, was sie erwartet, einige sind auch gekommen, weil sie ganz praktisch für ihre eigene Tätigkeit vor Chören und Orchestern lernen wollen, andere, um Musik aus anderer Perspektive zu erleben: kein Konzert, aber eine spannende Hörerfahrung, nicht Musik auf dem Präsentierteller, sondern Musik im Entstehen, Probenatmosphäre: Das Einspielgedudel zu Beginn macht das ohrenfällig. Versammelt ist die volle Besetzung, auch die Posauern sind da, und man hört Motive aus Schuberts Grosser C-Dur-Sinfonie, Brahms Erster und Bruckners Vierter.

Kein Mann der grossen Worte

Haitink im roten Pullover und ganz frei von selbstdarstellerischen Allüren, mit dem Gesicht, das grosse Bescheidenheit ausstrahlt, eher suchend und abwägend wortkarg als ein Mann der grossen Worte, zieht sich bedächtig zurück und setzt sich bei den hinteren Geigenpulten auf seinen Beobachtungsposten zurück. Ein junger Mann hebt den Taktstock.

Die Schubert-Sinfonie beginnt mit dem Hornthema. Doch nach dem ersten Ton folgt statt dem zweiten zunächst nichts. Beim zweiten Anlauf klappt es, die Hörer haben jetzt ihr Tempo, und

ordentlich professionell, im organischen Bewegungsfluss der beiden Hände des Studenten, entwickelt sich die Einleitung. Bis Haitink nach vorn kommt und ihn unterbricht.

Auf das Missverständnis zu Beginn geht er nicht ein, das hatte wenig zu bedeuten. Im Lauf der zweieinhalb Stunden schält sich als einer der Hauptsätze dann zwar heraus: «Man soll deutlich sein.» Aber der erhobene Zeigefinger entspricht nicht Haitinks lebenswürdiger Art und nicht sei-

nem auf das Wesentliche konzentrierten Blick. Nicht die Technik steht am Anfang, sondern das Wunder der Musik, und wie verzaubert, berührt, sagt er zuerst: «Eine der schönsten Eingebungen Schuberts, fast die schönste der Sinfonie.» Und fügt hinzu: «Das Orchester spielt das sehr schön.»

Dann folgt das Aber: «Zu früh zu laut.» Die Dirigiergesten des Schülers sind um einiges zu gross. Haitink bringt das Stichwort «ökonomische Bewegung» ins Spiel, das an diesem Nachmittag

immer wieder das Thema ist, sein Thema. Wer ihn schon im Konzert erlebt und sein Dirigat von alledings auch explosiver Kargheit erlebt hat, weiss, wovon er spricht.

«Besser, aber nicht gut genug», meint der Meister nach dem zweiten Durchgang. Er zitiert mit Humor aus dem «Rosenkavalier»: «Kann er Geschriebenes lesen?» und zeigt auf die Stelle in der Partitur, wo «Decrescendo» steht. Dabei geht es nicht nur um laut und leise, sondern zum Beispiel um die Violoncelli, die «geheim-

nissvoller» spielen müssen. Um das zu erreichen, muss der Dirigent von allen pauschalen Bewegungen wegkommen, die das Orchester nur ermüden. Er wird das auch bei den weiteren Kandidaten immer wieder korrigieren, ihnen den linken Arm stoppen, der mehr rudert als Musik macht, zu viel Bewegung überhaupt.

«Man braucht nicht immer zu dirigieren», sagt er und erwähnt Carlos Kleiber als grosses Vorbild. Und dann greift er selber zum Taktstock und dirigiert die Einlei-

tung nochmals, es ist alles da, die Spannung, das Geheimnisvolle, die untergründige Spannung, der fast berstende Aufbruch zum Allegro.

Begeisterte Schüler

War das jetzt das «obskure Etwas», die sprichwörtliche «Magie des Taktstocks»? Spielte das Orchester einfach besser, weil ein Berühmter vor ihm steht. Dass die Arbeit mit Bernard Haitink für sie eine besondere ist, bestätigten die Musiker. Sie äussern sich begeistert über die Person und den Musiker und bewundern seine Schlichtheit und Souveränität. Und, ja, vielleicht spielt man auch einfach besser.

Den Beruf des Dirigenten gebe es eigentlich nicht, meinte Lorin Maazel, Herbert von Karajan hingegen bezeichnete sich als Facharbeiter mit zwanzigjähriger Ausbildung. Haitink zeigte den angehenden Dirigenten an vielen Stellen ganz konkret, wie das Handwerk funktioniert. Wie lange dauert eine Fermate? Ein schlagendes Beispiel für die grosse Wirkung einer sachlich kleinen Korrektur erlebte man an der Schnittstelle zwischen Adagio und Allegro im Finalsatz von Brahms 1. Sinfonie. Sie müsse kürzer sein, damit das Allegro als Überraschung wirke. Der Schüler wiederholte, und die Wiederholung war mehr als eine Wiederholung, schon fast eine musikalische Erleuchtung, ein «Brahms-Erlebnis». Die einzige Frau unter den fünf Probanden am Nachmittag antwortete auf die Frage, was sie von diesem Kurs mitnehme, zuerst spontan: «Viel Musik». *Herbert Büttiker*



Bernard Haitink ist lebenswürdig und deutlich. Er lehrt auch im Dirigieren, deutlich zu sein und aufs Herz zu achten.

Mar Dahinden

BERNARD HAITINK

1929 geboren, wurde er 1959 Erster Dirigent und 1961 Chefdirigent des Concertgebouw-Orkestres Amsterdam. Es folgten führende Positionen, unter anderem beim London Philharmonic Orchestra, beim Royal Opera House Covent Garden, bei der Staatskapelle Dresden und beim Chicago Symphony Orchestra. Als Gastdirigent ist Haitink auch mit 85 weltweit begehrt, und insbesondere am Lucerne Festival ist er auch hier regelmässig am Pult zu erleben. Er lebt mit seiner Frau in Kastanienbaum. *hb*

Schluss mit Drogen? Oder doch nur Gerede?

BEZIRKSGERICHT Gestern stand ein 38-Jähriger mit einem missglückten Leben, mit sieben Vorstrafen und zwölf Jahren Heroinsucht vor Gericht. Er hatte im grossen Stil gedealt. Beteuerte aber, jetzt auf gutem Weg zu sein.

Lügt er sich selber etwas vor? Seiner Freundin, der Staatsanwältin und dem Gerichtsgremium? «Ich will nichts rechtfertigen, ich habe Fehler gemacht, ich hielt manchmal nicht mein Wort und machte mich strafbar», sagt er im Schlusswort, bevor das Gericht das Urteil über ihn fällt. «Aber heute kann ich sagen: Ich fühle mich stark, und ich bin stolz, dass ich aus eigener Kraft rauskomme.» Die Therapeutin, die er seit September in Zürich wöchentlich aufsucht, sei sehr gut und habe in ihm drin viel bewegt. Das sagt er leise, fast monoton und routiniert.

Er sagt es vor allem, um nicht in eine stationäre Therapie zu müssen. Eine solche empfiehlt das

psychiatrische Gutachten, und das fordert auch die Staatsanwältin: eine Freiheitsstrafe von dreieinhalb Jahren und Anordnung einer stationären Massnahme zur Suchtbehandlung. Er aber will das nicht, er hat Angst vor der Klinik. Er denkt, er verliere dort die Selbstbestimmung. Lieber geht er weiter in die ambulante Therapie nach Zürich.

Immer wieder Heroin kaufen

In Zürich hatte er sich jeweils das Heroin beschafft, dessentwegen er nun erneut vor Gericht steht. Von Ende Januar bis Anfang Oktober 2013 kaufte er in der Gegend des Hotels Regina insgesamt 1,3 Kilo Heroingemisch für fast 40 000 Franken. Immer wieder fuhr er dorthin, mehrmals wöchentlich, um seinen eigenen Bedarf zu decken und den seiner Kunden. Ein Dutzend Süchtige bediente er und erwirtschaftete in acht Monaten rund 8000 Franken Gewinn. Auch seine Freundin, die wie er in Winterthur

wohnt, versorgte er mit der Droge. Und für sich selber beschaffte er noch über 2000 Portionen Ritalin, er brauchte das, um ruhig zu sein.

Hyperaktiv war er schon als Kind, die heutigen Diagnosen aber kannte man damals noch

«Er hatte seine letzte Chance; er versprach, sie zu nutzen, aber er hat sie verstreichen lassen.»

Die Staatsanwältin vor Gericht

nicht. Also war er, der eigentlich ein guter Schüler war und später eine KV-Lehre abschloss, unaufmerksam und unkonzentriert. Mit 14 begann er gelegentlich zu kiffen, mit 16 nahm er zum ersten Mal Kokain, mit 17 Ecstasy, später LSD, mit 24 Heroin, dann noch die Medis. Die Eltern zogen zurück ins Heimatland, die eigene Ehe zerbrach, seine Jobs verlor er, der Sohn lebt heute bei einer Pflegefamilie. Nach der Erstkommunion im Frühling hat er den Zehnjährigen das letzte Mal gesehen. All das erfährt man vor Gericht.

Die letzte Chance verpasst

Die Staatsanwältin glaubt nicht daran, dass er nun alles im Griff hat. Kaum habe er ihr das letzte Mal versichert, nun werde alles anders, habe er wieder Drogen genommen und mit dem Stoff gedealt. «Er hatte seine letzte Chance, er versprach, sie zu nutzen, aber hat sie verstreichen lassen», sagt die Staatsanwältin und hält an ihrem Strafantrag fest: «Jetzt

muss man ihm den Weg weisen, sodass er weder für sich noch für andere eine Gefahr darstellt.»

Der Verteidiger sieht es anders: Schuldig sei sein Mandant, kein Zweifel, er habe ja auch gestanden. Aber 24 Monate bedingt oder teilbedingt würden reichen: «Er war selber süchtig, der Drogenhandel diente der Suchtfinanzierung. Sein Verschulden wiegt also weniger schwer als bei einem Abstinenten.» Und eben: eine ambulante Massnahme, keine stationäre. Die Therapie bei der Fachstelle in Zürich sei weiterzuführen, plädiert der Verteidiger.

Das dreiköpfige Richtergremium folgt dem Antrag der Staatsanwaltschaft: «Dreieinhalb Jahre Freiheitsstrafe sind angemessen. Aber die Strafe steht bei Ihnen nicht im Vordergrund, sondern die Massnahme.» Stationär – denn noch habe sich wenig zum Besseren gewendet. «Aber machen Sie die ambulante Therapie vorerst weiter, wenn sie Ihnen hilft», rät der Vorsitzende. *mgm*

Zeit für die Topfkollekte

HEILSARMEE Viele Menschen ziehen es vor, direkt zu spenden, anstatt Hilfsorganisationen Geld zu überweisen. Da kommt die Topfkollekte der Heilsarmee gerade recht. Von Mittwoch, 17. Dezember, bis Samstag, 20. Dezember, werden die uniformierten Männer und Frauen in der Altstadt Spenden sammeln. Mit diesem Geld unterhält die Heilsarmee in Winterthur unter anderem eine Anlaufstelle für soziale Anliegen, ein Wohn- und ein Durchgangsheim. Ausserdem organisiert die Heilsarmee ein Weihnachtsfest für Alleinstehende, Menschen am Rande und Working Poor. Sie sollen spüren, dass die Liebe Gottes allen gilt, schreibt die Heilsarmee in einer Mitteilung. Ein gutes Essen mit Tafelmusik gehört zu dieser Weihnachtsfeier, ebenso ein Geschenk in Form eines Gutscheins und gestrickten Socken. Viele der Eingeladenen werden auch sonst besucht und betreut. *red*